

BERNHARD HOMMEL

**GUT**  
**GEMEINT**  
**IST NICHT**  
**GERECHT**

DIE LEEREN  
VERSPRECHEN  
DER IDENTITÄTSPOLITIK

WESTEND

**WESTEND**



BERNHARD HOMMEL

# Gut gemeint ist nicht gerecht

Die leeren Versprechen  
der Identitätspolitik

Mit Zeichnungen von  
Anastasia Van Dolder

WESTEND

Mehr über unsere Autor:innen und Bücher:  
[www.westendverlag.de](http://www.westendverlag.de)

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.



ISBN 978-3-86489-393-3  
© Westend Verlag GmbH, Frankfurt / Main 2023  
Umschlaggestaltung: Buchgut, Berlin  
Satz: Publikations Atelier, Dreieich  
Druck und Bindung: Pustet, Regensburg  
Printed in Germany

# Inhalt

<b>Einleitung</b> .....	7
<b>Meinungen</b> .....	21
Der Ursprung unserer Meinungen .....	22
Meinung und Verhalten .....	29
<b>Argumente</b> .....	37
<b>Identität</b> .....	49
Skalierung und Auflösung .....	57
Freiheit oder Gerechtigkeit .....	63
<b>Diskriminierung</b> .....	65
Diskriminierung und Handlungsziel .....	69
Erfahrung und Vertrautheit .....	76
Gruppe und Bewertung .....	83
Strukturelle Diskriminierung .....	94
<b>Betroffenheit und Urteilskraft</b> .....	103
<b>Repräsentativität</b> .....	113
<b>Sprache</b> .....	127
Bedeutung als Abbild .....	129
Bedeutung als Vorstellung .....	137
Bedeutung durch Interaktion .....	148
Sprache und Sichtbarkeit .....	152
Wort und Tat .....	159

<b>Klischee und Stereotyp</b> .....	165
Klischee, Stereotyp und Wirklichkeit .....	166
Stereotyp und Verhalten .....	171
Stereotyp und Orientierung .....	178
<b>Was nun?</b> .....	189
Problemverständnis .....	192
Therapiemethoden .....	198
<b>Nachwort</b> .....	213
<b>Literatur</b> .....	216
Einleitung .....	216
Meinungen .....	216
Argumente .....	217
Identität .....	217
Diskriminierung .....	218
Betroffenheit und Urteilskraft .....	220
Repräsentativität .....	220
Sprache .....	220
Klischee und Stereotyp .....	222
Was nun? .....	223

# Einleitung

Ich bin in einer Zeit groß geworden, in der es noch relativ einfach war, sich politisch zu orientieren. Es gab nur drei Parteien, die sehr unterschiedliche Auffassungen darüber hatten, wie Menschen sind, was sie antreibt und welche persönlichen und politischen Verhältnisse sie anstreben. Es gab Ost und West, fast gleichbedeutend mit Gut und Böse – je nachdem, auf welcher Seite man stand. Auch gab es in meiner frühen Kindheit nur ein einziges Fernsehprogramm, und das war (im visuellen und im übertragenen Sinne) schwarz-weiß. Die politische Konfrontation auf der Straße fand zwischen Ewiggestrigen, übrig gebliebenen Nazis auf der einen und zukunftsgerichteten progressiven Kräften auf der anderen Seite statt, so war jedenfalls mein Eindruck. Auch wenn ich gewissermaßen zwischen die generationsbezogenen Stühle geraten bin – für einen Achtundsechziger war ich etwas zu jung und für einen Glamrocker oder Punk etwas zu alt –, habe ich doch in den experimentierfreudigen, noch vom Hippiegeist durchdrungenen frühen Siebzigern im damals noch »roten Hessen« ein aufgeklärtes gesellschaftspolitisches Zuhause gefunden.

In den letzten Jahren kommt mir meine politische Orientierung jedoch zunehmend abhanden. Bewegungen und politische Nischen, die ich mit Blick auf ihre Zielsetzung und ihren Wertekanon vor nicht allzu langer Zeit als meine natürlichen Verbündeten eingeschätzt hätte, werfen mir und ähnlich Denkenden vor, den gesellschaftlichen Fortschritt aufzuhalten, frauenfeindlich und rassistisch zu sein. Selbst Eigenschaften, für die ich nichts kann, werden mir auf einmal als eine Art gesellschaftspolitischen Vergehens vorgeworfen: weiß zu sein, alt zu sein und sowohl biologisch als auch sozial männlich zu sein. Und ich dachte, unser gemeinsames Streben nach mehr sozialer Gerechtigkeit hatte zum Ziel, derart oberflächliche Kategorien zu überwinden.



Völlig unabhängig von meiner tatsächlichen Biografie und meinem konkreten täglichen Tun wird mir und solchen wie mir auf einmal vorgeworfen, gegen Minderheiten zu sein und sie aktiv zu unterdrücken. Wie konnte es dazu kommen?

Dabei könnte es sich natürlich um einen der üblichen Generationenkonflikte handeln. Jede neue Generation muss in einem gewissen Sinne mit der vorigen brechen, um sich selbst zu definieren und herauszufinden, was ihr nun eigentlich wichtig ist. Das führt notwendigerweise dazu, dass älteren Menschen wie mir manchmal das Verständnis für die neu geschaffenen Normen und Werte fehlt, ohne dass man sich darüber größere Sorgen machen müsste. Aber mein Eindruck ist, dass es sich bei den jüngeren Entwicklungen nicht nur darum handelt. Auch weil sich enthusiastische Befürworter der gesellschaftspolitischen Bewegung, die ich meine, in beinahe allen Altersgruppen finden. Diese Bewegung hat einen Namen und ein Ziel: Identitätspolitik. Konkret zu definieren, um was es sich bei Identitätspolitik handelt, ist aus verschiedenen Gründen schwierig. Einmal handelt es sich bei Identitätspolitikern nicht um Mitglieder einer bestimmten Partei oder einer bestimmbareren Bewegung, und sowohl die Themen als auch die Allianzen innerhalb der mit Identitätspolitik beschäftigten Personen variieren ständig. Ganz allgemein gesagt geht es Identitätspolitikern um die Bedürfnisse einer bestimmten Gruppe von Menschen, wie etwa Frauen, Personen mit bestimmten Hautfarben oder geschlechtlichen Neigungen, mit bestimmten Geschlechtsdefinitionen und Ähnlichem. Und darum, die gesellschaftliche, politische und/oder die ökonomische Situation dieser Gruppe zu verbessern. Manchmal sind Identitätspolitiker Teil dieser Gruppe, manchmal aber auch Außenstehende. Manchmal ist die betreffende Gruppe erkennbar organisiert, manchmal reden aber auch nur Betroffene oder Außenstehende im Namen einer bestimmten Gruppe, ohne ein erkennbares Mandat dafür bekommen zu haben. Es gibt zwar Überschneidungen mit bekannteren, etablierteren Bewegungen, wie etwa dem Feminismus oder der Black-Lives-Matter-Bewegung, aber diese Überschneidungen sind nicht immer groß und nicht immer erheblich.

Dass Identitätspolitik von beobachteten Unterschieden ausgeht, versteht sich von selbst. Betroffene haben oft erst langsam und

schmerzlich erfahren, dass andere sie aufgrund von Merkmalen ablehnen und beleidigen, die ihnen selbst zunächst einmal gar nicht bedeutsam und wesentlich vorgekommen sind. Schließlich unterscheidet sich jeder Mensch von allen anderen Menschen durch eine ganze Reihe von Merkmalen, und die meisten davon werden im weiteren Leben keine besondere Rolle spielen. Unterschiede an sich sind also zunächst einmal nicht notwendigerweise bemerkenswert. Wenn aber Kränkungen systematisch mit einem bestimmten eigenen Merkmal gekoppelt sind, wie etwa der Hautfarbe, dem Geschlecht oder der sexuellen Orientierung, dann wird diese Tatsache ganz automatisch die eigene Aufmerksamkeit auf dieses Merkmal lenken. Aber auch aus der Außenperspektive werden manche Merkmale die Aufmerksamkeit stärker auf sich ziehen als andere. Mädchen und Jungs, Männer und Frauen verhalten sich oft systematisch unterschiedlich, und diese Unterschiede sind in manchen Kulturen noch auffälliger als etwa in Mitteleuropa. Damit muss man kein Werturteil verbinden, und es muss jemanden nicht unbedingt in allen Fällen umtreiben. Aber es ist sicher wahr: Manche Unterschiede zwischen Menschen gehen mit Unterschieden in der Art und Weise einher, in der sie sich selbst verhalten und in denen andere ihnen begegnen. Diese Unterschiede sind wichtiger als andere, um das Verhalten der betroffenen Personen vorherzusagen – was, wie ich später erläutern werde, wesentlich für die Ausbildung von gegenseitigem Vertrauen in einer Gesellschaft ist. Auffällig an den jüngeren identitätspolitischen Bewegungen ist also nicht, dass sie von bestimmten Unterschieden zwischen Menschen ausgehen und dass sie motiviert sind, die unterschiedliche gesellschaftliche Behandlung von Trägern bestimmter Merkmale auszumerzen. Vielmehr auffällig ist die Forderung dieser Bewegungen, die betreffenden Unterschiede zwischen Bevölkerungsgruppen immer wieder zu betonen und diese Betonung auch von denjenigen zu fordern, die sich eigentlich nicht darum scheren. Die Betonung dieser Unterschiede sei wichtig, so liest man überall, um die gesellschaftliche Bedeutung dieser Unterschiede zu überwinden. Der offensichtliche logische Widerspruch in dieser Behauptung hat mich interessiert, persönlich und auch wissenschaftlich. Was steckt dahinter?

Viele lesenswerte Artikel und Bücher über diese Frage sind bereits erschienen. Manche erklären die Bedeutung der Identitätspolitik, andere haben sie kritisiert. Wieder andere haben versucht, die historischen Hintergründe der Formierung von Identitätspolitik nachzuzeichnen. Und wieder andere haben sich die Frage gestellt, ob diese Politik eigentlich gerechtfertigt ist und vernünftig mit allen Beteiligten umgeht. Aus all diesen Artikeln und Büchern habe ich viel gelernt. Mein eigenes historisches, politisches und vor allem soziologisches Wissen ist aber nicht ausreichend, um dieser Literatur etwas Originelles über die Fragen hinzuzufügen, wo Identitätspolitik herkommt, wo sie hinführt und ob sie gesellschaftlich legitimiert ist. Meine eigene Zuständigkeit liegt hingegen in der wissenschaftlichen Psychologie und mein Wissen bezieht sich auf die psychologischen und neuronalen Mechanismen, mithilfe derer Menschen wahrnehmen, denken, entscheiden und handeln. Es ist dieses Wissen, was mich an vielen Diskussionen über das Für und Wider der Identitätspolitik bzw. ihrer Forderungen hat verzweifeln lassen. Lassen Sie mich erklären, warum.

Aus psychologischer Sicht stellen die von der Identitätspolitik geforderten Maßnahmen und Interventionen, wie etwa das Gendern oder das Umgehen mit Homosexualität oder unterschiedlichen Hautfarben, so etwas wie gesellschaftliche Therapien dar.\* Bei Individuen oder kleineren Gruppen haben Therapien das Ziel, einen von den Betroffenen oder anderen als problematisch erachteten Zustand in einen anderen zu überführen, der weniger problematisch scheint. Wenn Sie also zum Beispiel so traurig sind, dass Sie die Kraft für ein produktives Leben nicht mehr regelmäßig aufbringen können, dann wäre eine Therapie nützlich, die Ihnen diese Trauer teilweise nimmt und Sie dadurch in die Lage versetzt, die nötige Kraft in Zukunft aufzubringen. Oder wenn Sie mehr essen, trinken oder rauchen, als Sie es für wünschenswert halten, dann kann eine Therapie Ihnen helfen, dies in Zukunft weniger oder gar nicht mehr zu tun. Um beurteilen zu können, ob eine Therapie nützlich ist, sind dreierlei Dinge wichtig zu wissen: ob das eigentliche Problem gut und vernünftig beschrieben

---

\* Wie ich es in diesem Buch selbst mit dem Gendern gehalten habe und warum, wird im Nachwort näher erläutert.

worden ist, ob die Therapie tatsächlich geeignet ist, dieses Problem zu verringern, und ob der dadurch erzielte Zustand tatsächlich besser ist als der vorherige.

Das mag trivial klingen, ist aber in der Wirklichkeit nicht immer einfach zu bestimmen. So haben viele Gesellschaften bis vor Kurzem noch gedacht, bei Homosexualität handele es sich um eine Persönlichkeitsstörung, die dringend therapiert werden müsste, und in einigen Gesellschaften existiert dieser Glaube immer noch. Hier ist das Problem nicht gut definiert, besteht es doch offensichtlich weniger in der sexuellen Orientierung der betroffenen Person als in der gesellschaftlichen Akzeptanz dieser Orientierung: »Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation, in der er lebt«, lautet der Titel eines Filmes von Rosa von Praunheim, der sich mit genau dieser Frage beschäftigt. In anderen Fällen ist das Problem einigermaßen gut definiert, aber es fehlt an geeigneten Maßnahmen, um es zu lösen. Das gilt sowohl für die klinische Praxis als auch für die gesellschaftliche Realität. Wie wir sehen werden, mangelt es selten an Vorschlägen. Aber nur sehr wenige Vorschläge beruhen auf einer systematischen Argumentation und auf wissenschaftlicher Evidenz, also auf dem Wissen über wissenschaftliche Fakten – denken wir an die Rituale der Teufelsaustreibung oder die Folter der Inquisition. Nicht anders verhält es sich mit der identitätspolitischen Literatur, die voll von willkürlichen Annahmen, Setzungen und therapeutischen Ideen ist, deren Wirksamkeit den betreffenden Autoren so offensichtlich scheint, dass ihnen deren wissenschaftlicher Nachweis überflüssig vorkommt. Aber auch der erreichbare Zielzustand ist von Bedeutung, und dies natürlich vor allem dann, wenn die Wirksamkeit des therapeutischen Vorschlags noch nicht hinreichend belegt werden konnte. Oft wissen wir nicht wirklich, wohin diese Vorschläge uns führen. Aber auch wenn wir es wissen, wie etwa im Falle von Quoten für Frauen oder Minderheiten, ist nicht immer klar, ob dieser Zustand wirklich zur Lösung des konstatierten Problems beiträgt.

Diese drei Fragen nach der Definition der durch identitätspolitische Beiträge konstatierten Probleme, nach der Wirksamkeit der vorgeschlagenen gesellschaftlichen Therapie, um diese Probleme zu lösen, und nach dem wahrscheinlich erreichbaren Zielzustand, haben mich

in diesem Buch umgetrieben. Wenn beispielsweise das sprachliche »Gendern« tatsächlich eine wirksame gesellschaftliche Therapie sein sollte, was wäre dann genau das Problem und was das angestrebte Ziel? Diesen Fragen bin ich zunächst einmal aus ganz persönlichem Interesse nachgegangen. Ich habe zu Beginn die konstatierten Probleme, therapeutischen Vorschläge und angestrebten Ziele vieler gesellschaftlicher Diskussionen nicht wirklich verstanden und ich vermute, dass es vielen anderen auch so geht. Dieses fehlende Verständnis trägt meines Erachtens erheblich zur abnehmenden wirklichen Kommunikation innerhalb unserer Gesellschaft und zu deren zunehmenden Zersplitterung bei. Beides hat mit einem Wandel der Akteure und den Triebfedern politischen Handelns zu tun. Während gesellschaftliches Denken und politisches Handeln für viele Jahrzehnte auf breit geteilten und langfristigen Ideologien, Visionen und (zum Beispiel religiösen) Überzeugungen beruhte, wird inzwischen die Agenda vor allem von kurzfristigen Frustrationen, kaum hinterfragten thematischen Setzungen und losen identitätspolitischen Gruppen mit einer starken Konzentration auf die eigenen Bedürfnisse bestimmt. Politik besteht zunehmend aus der bloßen Reaktion auf diese partikularen Interessen gesellschaftlicher Gruppierungen. Einerseits wird diese erhöhte Berücksichtigung »des Bürgerwillens« als Gewinn für die Demokratisierung unserer Gesellschaft gefeiert. Andererseits passen viele Überlegungen politisch Handelnder bei näherem Hinsehen einfach nicht gut zusammen, sodass unaufhörlich emotional aufwühlende Reibungen entstehen.

Viele identitätspolitische Vorschläge folgen guten, breit geteilten, hehren Zielen, wie der Stärkung der individuellen Freiheiten, der Beseitigung jedweder Diskriminierung und der Vergrößerung gesellschaftlicher Toleranz. Tatsächlich kann ich kaum irgendwelche Ziele erkennen, die ich persönlich nicht teilen würde. Aber wie schon Kurt Tucholsky anmerkte: Das Gegenteil von gut ist nicht böse, sondern gut gemeint. Und so führen tatsächlich viele gut gemeinte Vorstöße zu größerer, nicht zu geringerer gesellschaftlicher Unruhe, und dies zunehmend selbst bei Sympathisanten der jeweiligen gesellschaftlichen Ziele – wie mir selbst. Dass etwa ausgeprägt konservative Bürger der Einführung eines dritten Geschlechts oder einer Frauenquote

skeptisch gegenüberstehen, ist weder verwunderlich noch notwendigerweise ein gesellschaftliches Problem. Denn die kontroverse Auseinandersetzung über ein Thema birgt ja immer auch das Potenzial, die Vielfalt der Aspekte eines Problems besser kennen zu lernen. Dass sich aber Angehörige derselben politischen Lager zunehmend gegenseitig anfeinden und erbittert mit Shitstorms überziehen, wie zum Beispiel bei der Diskussion des jüngsten Buches von Sahra Wagenknecht (in dem sie die zunehmend identitätspolitische Ausrichtung der Linken kritisiert), sieht zumindest von außen nicht wie eine konstruktive gesellschaftliche Entwicklung aus.

Warum ist das so? Die These, die ich in diesem Buch entwickeln möchte, geht davon aus, dass viele der wesentlichen Vorstöße von Aktivistengruppen nicht zu Ende gedacht sind. In einigen Fällen bleibt die Definition des zu lösenden Problems bei näherer Analyse unklar, sodass wir uns fragen müssen, warum so viel Aufhebens darum gemacht wird. In anderen Fällen gibt es tatsächlich gut definierbare Probleme, aber die vorgeschlagene gesellschaftliche Therapie scheint bei näherem Hinsehen vollkommen ungeeignet, um diese Probleme zu lösen. Und in wieder anderen Fällen werden wir sehen, dass die wahrscheinlichen Zielzustände weniger vorteilhaft sind, als von identitätspolitischen Vorschlägen vermutet wird. Diese Zusammenhänge herauszuarbeiten, ist mein Ziel in diesem Buch. Ich werde mich also mit der Bewertung von Fragestellungen und Zielsetzungen zurückhalten und mich eher mit der gewissermaßen technischen Beziehung zwischen Zielen, Methoden der Zielerreichung und der Zielerreichung selbst befassen. Denn das entspricht der Rolle eines wissenschaftlichen Psychologen, die ich in diesem Buch einnehmen möchte.

Natürlich habe ich auch persönliche Meinungen zu den hier behandelten gesellschaftlichen Problemen, aber die sollen in diesem Buch keine Rolle spielen. Zum einen, weil es für die Beurteilung von Problemdefinitionen und von den Qualitäten von Methoden der Problemlösung völlig unerheblich ist, wie man zu dem definierten Problem steht. Selbst wenn ich es etwa persönlich unproblematisch fände, Angst vor Spinnen zu haben, so ist es doch ein legitimes Ziel anderer, sich dieser Angst zu entledigen. Die Aufgabe wissenschaftlicher Psychologen wäre es dann, die verfügbaren therapeutischen

Möglichkeiten zur Überwindung dieser Angst hinsichtlich ihrer Effizienz und dem Maße ihrer Zielerreichung kritisch zu bewerten und entsprechende Empfehlungen auszusprechen. Dies gilt für Therapien zur Lösung persönlicher Probleme ganz genauso wie für Therapien zur Lösung gesellschaftlicher Probleme, um die es in diesem Buch gehen soll. Zum anderen weil, wie ich im nächsten Kapitel zeigen werde, Meinungen bei näherem Hinsehen keinen wichtigen Beitrag zur gesellschaftlichen Kommunikation liefern. Die meisten unserer Meinungen haben wir ohne jede Ahnung darüber, woher sie kommen und warum wir sie haben. Warum sollten wir sie also wichtig finden?

Wir werden sehen, dass sich bei streng wissenschaftlicher Analyse viele Problembeschreibungen als unlogisch und inkonsequent herausstellen. Ein Grund dafür besteht darin, dass identitätspolitische Vorstöße zur Frage der gesellschaftlichen Gerechtigkeit oft durch eine von zwei Erfahrungshintergründen geprägt und motiviert sind. Die eine ist die persönliche Erfahrung, sei es als Frau, als Mitglied einer diskriminierten Gruppe oder als Teil einer benachteiligten Bevölkerungsschicht. Persönliche Erfahrungen Betroffener werden wegen ihrer Authentizität geschätzt, was nachvollziehbar ist, und als Basis für gesellschaftspolitische Verallgemeinerungen benutzt, wofür es keinerlei wissenschaftlich plausible Gründe gibt. Warum das so ist, werde ich in dem Kapitel über *Betroffenheit und Urteilskraft* näher behandeln. Der andere Erfahrungshintergrund ergibt sich aus der Auseinandersetzung mit gesellschaftswissenschaftlichen Analysen. Tatsächlich stammen viele in der Diskussion vorherrschende Problemanalysen aus wissenschaftlichen Disziplinen, die sich mit allgemeinen gesellschaftlichen Sachverhalten beschäftigen, wie der Soziologie oder der Politologie. Viele dieser Analysen sind rein theoretisch und entziehen sich jeder direkten experimentellen Prüfung. Ihre Richtigkeit lässt sich daher nicht direkt belegen und kritisch überprüfen, sondern sie haben eher zum Ziel, historische und aktuelle Entwicklungen in einen Sinnzusammenhang zu bringen, unsere Geschichte und unsere Erfahrungen also verständlich zu machen.

Die fehlende Möglichkeit, einzelne Aspekte derartiger Theorien kritisch zu testen, hat in den ausschließlich theoretischen wissenschaftlichen Disziplinen zu Schulbildungen geführt. Wissenschaftler

neigen also zu der einen oder anderen Theorie, ohne dass man an entscheidende kritische Prüfungen denken könnte. Dies unterscheidet sich grundlegend von Disziplinen der Naturwissenschaften und naturwissenschaftlich geprägten Sozialwissenschaften, zu der ich die moderne Psychologie rechne. Hier beziehen Theorien ihre Plausibilität aus dem Maße, in dem sich ihre Annahmen in experimentellen Prüfungen anderer belegen lassen. Wissenschaftliche Theorien dieser Art müssen also immer grundsätzlich widerlegbar sein, was für viele Theorien identitätspolitischer Initiativen nicht zutrifft. Für die oft zu findende Unterstellung, dass wir alle durch eine Art koloniale Erbsünde rassistisch geprägt seien und Angehörige anderer Rassen unbewusst diskriminieren, gibt es keinerlei Anhaltspunkte, aber auch keine Möglichkeit zur kritischen Überprüfung dieser Annahme (wie ich in dem Kapitel über *Diskriminierung* näher erläutern werde). Mit anderen Worten, diese Annahme ist so konstruiert, dass man sie durch keine Beobachtung dieser Welt jemals widerlegen könnte, was sie wissenschaftlich gesehen vollkommen wertlos macht. Man kann sie nur glauben, was aber tatsächlich viele tun.

Ein weiteres Problem der Tatsache, dass viele identitätspolitische Theorien aus gesellschaftspolitischen Überlegungen hervorgegangen sind, besteht in der Korngröße der Analyse. Gesellschaftspolitische Betrachtungen beziehen sich auf sehr große Gruppen von Personen, wie Gesellschaften, Länder, Schichten oder Bevölkerungsgruppen. Bei diesen Betrachtungen spielt die einzelne Person keine bestimmte Rolle, sie ist lediglich über ihre Zugehörigkeit zu der analysierten Gruppe definiert. Konkrete politische Maßnahmen treffen aber immer konkrete Einzelpersonen, die offensichtlich durch die Zuordnung zu einer Gruppe nur unvollständig und unzureichend beschrieben werden. In wissenschaftlichen Analysen sind die dadurch entstehenden Ebenenprobleme nicht nur bekannt, sondern auch vielfältig. So entsteht zum Beispiel eine Revolution immer durch die Zusammenwirkung verschiedener Einzelmenschen, aber es ist schier unmöglich, durch die Analyse aller beteiligten Einzelmenschen zu erklären, wie es zu einer Revolution kommen konnte. Es ist also kaum möglich, die individuelle Analyse direkt auf die gesellschaftliche Analyse zu beziehen, und umgekehrt, was auch der Grund dafür ist, dass sich verschiedene